

Eduard Fraenkel

17. 3. 1888 – 5. 2. 1970

Der wissenschaftliche Weg Eduard Fraenkels ist zunächst, bis zu dem tiefen Einschnitt des Jahres 1933, durch einen zielsicheren und glanzvollen Aufstieg gekennzeichnet. Nach dem neuen Anfang in England ist Fraenkel schließlich zu einer der herausragenden, das Ansehen ihres Faches in der gelehrten Welt bestimmenden Gestalten der Latinistik und der gesamten Wissenschaft vom Altertum geworden. Er war Mitglied zahlreicher Akademien, Ehrendoktor von Universitäten in Deutschland, Schottland, Italien und der Schweiz und Ehrenbürger von Sarsina, der Heimatstadt des Plautus.

Nach dem Besuch des Askanischen Gymnasiums in seiner Heimatstadt Berlin begann er 1906 zunächst das Studium der Rechte;

nach einem halbjährigen Aufenthalt in Rom wandte er sich 1907 der klassischen Philologie zu, die er in Berlin und Göttingen studierte. In Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und mehr noch in Friedrich Leo fand er die entscheidenden, ihn prägenden Lehrer; an ihnen hat er sein Leben lang festgehalten.

1912 promovierte er in Göttingen mit der Arbeit „De media et nova comoedia quaestiones selectae“. Durch Leos Plautusforschungen und durch die Menanderfunde der Jahrhundertwende lag die Wahl des Themas nahe; die Schärfe und Sicherheit der Beobachtungen zeichnet Fraenkels Arbeit vor verwandten Untersuchungen aus. Leo empfahl ihn dann an den Thesaurus linguae Latinae in München; nach einem erneuten Aufenthalt in Rom trat er im November 1913 in ihn ein. Unter seinen Artikeln in den D- und F-Bänden ist „fides“ durch die klare Disposition und die begriffliche und historische Durchdringung des umfangreichen Materials berühmt geworden. Damals legte er den Grund für seine Habilitation in Berlin (1917); er wurde hier 1920 außerordentlicher Professor.

Seine frühen Aufsätze, darunter wichtige Beiträge zur Metrik, wurden bald überstrahlt von dem Werk „Plautinisches im Plautus“ (1922). In dem glücklich formulierten Titel ist bereits eine Akzentverlagerung gegenüber der vorangehenden Forschung ausgesprochen: es geht nicht mehr darum, aus Plautus die verlorene Neue Komödie des Hellenismus zu rekonstruieren, sondern im Kontrast zu ihr soll der eigene Anteil des Plautus bestimmt werden. Richard Heinze hatte diese Umkehr der Fragestellung mit seinem Virgilbuch in die Latinistik eingeführt; bei den plautinischen Komödien war die Aufgabe eher noch schwerer als bei der Aeneis, da hier alle griechischen Originale verloren sind und das dichterische Werk weit umfangreicher und vielgestaltiger ist. Eine mechanische Ausgrenzung (etwa von römischen Namen oder der Erwähnung römischer Institutionen aus) hätte nicht weit geführt. Fraenkel wählte einen anderen Weg: er ging von der Beobachtung bestimmter Grundtypen von Gedanken- und Ausdrucksformen aus. Daß diese immer wieder auftauchen, auch wenn die Vorlagen der Komödien von verschiedenen griechischen Verfassern stammen, spricht für plautinische Herkunft. Zudem begegnen sie oft an Stellen, wo Plautus die Handlung gewisser-

maßen anhält und Raum für eigene Einschaltungen schafft. Aus Einzelementen, die zunächst unabhängig voneinander beobachtet werden, ergibt sich ein Gesamtbild plautinischer Phantasie und Formgebung. Plautus hat viele Feinheiten seiner Vorlagen preisgegeben und die im Ton gedämpften, von philosophischem Denken beeinflussten attischen Stücke vielfach in einen effektvollen, von Geist und Witz sprühenden, sprachlich funkelnden Wirbel von lose verbundenen Szenen, von Situationen mit handfester Komik umgestaltet. Das macht Rückschlüsse darauf möglich, welche Erwartungen und Vorstellungen sein römisches Publikum mitbrachte. In neuem Licht erscheint auch die Frage, unter welchen Voraussetzungen Plautus viele Szenen, für die seine Vorgänger ruhige Sprechverse gewählt hatten, in lebhaftes Gesangsstücke umgeformt hat. Sobald man ihn nicht von der übrigen altrömischen Dichtung isoliert, wird die Herleitung seiner Cantica aus einem ‚hellenistischen Singspiel‘ (Wilamowitz, Leo) zweifelhaft; bereits die älteren römischen Dichter werden, zunächst in ihren Tragödien, mit solcher Umsetzung von Dialogversen in Cantica begonnen haben. Die Kontroverse, die gerade diese Ansicht auslöste und in die auch Fraenkel selbst eingriff, hat er zuletzt in den Zusätzen zu Franco Munaris italienischer Übersetzung seines Buches (1960) berührt und seine Auffassung noch einmal bekräftigt. Einzelne Abschnitte des Buches lassen sich nicht mehr halten (vor allem für das Kapitel über die Kontamination hat das Fraenkel selbst hervorgehoben); aber als Ganzes bleibt es für die Plautusforschung grundlegend, so wie die Arbeiten des vergangenen halben Jahrhunderts immer wieder von ihm ausgegangen sind.

Auch Fraenkels nächstes Buch: „Iktus und Akzent im lateinischen Sprechers“ (1928), hält sich an die römische Komödie. Seit Bentley war die Frage nicht zur Ruhe gekommen, wie sich Wortakzent und Versiktus zueinander verhalten, wie weit und mit welchem Erfolg die Dichter danach strebten, beides zur Dekkung zu bringen. Ein wichtiger Schritt über die Vorgänger hinaus besteht darin, daß Fraenkel nicht mehr bei der Beobachtung von Worten und Wortgruppen stehenbleibt, sondern vom Gesamtbild der Verse (und Sätze) und vom vollständigen Material ausgeht und daß er stärker auf das Verhältnis der dichterischen

Praxis zur gesprochenen Sprache achtet. Die Sonderfälle, die er eingehend erörtert, sind freilich so zahlreich, daß sie die ‚Gesetze‘ schließlich wieder in Frage stellen; aber der Wert der Ordnung und der klaren Analyse der einzelnen Erscheinungen bleibt davon unberührt. Für die lateinische Dichtersprache ist die Untersuchung ebenso wie das Plautusbuch an Erkenntnissen und Anregungen reich, zugleich leitet sie in hervorragender Weise zum Lesen solcher Verse an.

Wie bei früheren Latinisten bildet bei Fraenkel das Altlatein die Grundlage seiner Arbeit. Die neuen Einsichten in die archaische Literatur, zu denen schon das Plautusbuch geführt hatte, erweiterte er durch Artikel über Livius Andronicus und Naevius (in der Real-Encyclopädie von Pauly-Wissowa); auch Arbeiten wie die Untersuchung über die Vorgeschichte des versus quadratus und die bahnbrechende Analyse des Senatsbeschlusses De Bacchanalibus gehören hierher. Immer wieder wurde die Frage wichtig, wie weit griechischer Einfluß schon in vorliterarischer Zeit am Werke ist. Sprachwissenschaftliche Sachverhalte, die Fraenkel überall in seine Arbeit einbezog, wurden in zwei Göttinger Akademie-Abhandlungen zum eigenen Thema („Kolon und Satz“, 1933); er knüpfte bei den Beobachtungen zur Gliederung von Sätzen in der Dichtung und der Prosa an Arbeiten Jacob Wackernagels an. Zugleich erforschte er spätere große Erscheinungen römischer Literatur und römischen Lebens, vor allem des Rechts. – Eigener Glanz geht von Fraenkels Buchbesprechungen aus. Seit 1925 hatte sich die deutsche Altertumswissenschaft im „Gnomon“ für Besprechungen ein neues Organ geschaffen. In den ersten Jahrgängen, die noch einmal eine Glanzzeit dieser Wissenschaft in Deutschland dokumentieren, sind Fraenkels Beiträge von besonderem Gewicht; sie können noch heute bestehen. Mit weitem Blick, mit stetem Bemühen um Gerechtigkeit, mit treffsicheren Formulierungen hat er vielen deutschen und ausländischen Werken ihren Platz zugewiesen. Ein Ereignis war die Besprechung von A. E. Housmans Lucan-Ausgabe (1926); sie verhalf zugleich dem ganzen philologischen Werk Housmans in Deutschland zum Durchbruch. Mit ihr gehört ein weit ausgreifender Aufsatz in den „Vorträgen der Bibliothek Warburg“ zusammen, der Lucans Pathos und dessen Fortwirken

charakterisiert (1924; den Bestrebungen Aby Warburgs fühlte sich Fraenkel auch sonst sehr nahe). Darüber hinaus zeichnen sich auf zwei Gebieten größere Pläne ab: beim aeschyleischen „Agamemnon“ und bei Horaz. Mit all diesen wissenschaftlichen Arbeiten geht die lebhafteste Anteilnahme am Bildungswesen, auch am Lehrplan der Gymnasien zusammen. Der Vortrag „Die Stellung des Römertums in der humanistischen Bildung“ (1925), der den Blick von den literarischen Werken zu den übrigen großen Leistungen der Römer lenken wollte, erregte weithin Aufsehen.

Im Laufe jenes Jahrzehntes, das mit dem Plautusbuch eingesetzt hatte und das ihn auf die Ordinariate in Kiel (1923), Göttingen (1928) und Freiburg (1931) führte, rückte Fraenkel in die erste Linie der Philologen. Er konnte als Erbe und Fortsetzer von Gelehrten wie Leo und Wilamowitz, auch von Eduard Norden gelten. Alles wirkt kraftvoll, vorwärtsweisend, weitgespannt; die Umrissse weiterer Werke zeichnen sich ab.

Als Fraenkel auf Grund der Bestimmungen des Dritten Reiches im Frühjahr 1933 sein Amt verlor, brach diese Entwicklung jäh ab; im tiefsten hat er den Bruch wohl nie verwunden. Er verließ Deutschland; nach kurzer Tätigkeit am Trinity College in Cambridge (1934, Bevan Research Fellow) hat er von 1935 an in Oxford als Corpus Christi Professor of Latin gelehrt. Gemeinsam mit anderen hervorragenden deutschen Gelehrten, die ebenfalls im Oxforder Exil lebten, hat er die philologische Arbeit in England stark beeinflußt und in ihr den Sinn für strenge Methode geschärft.

Zunächst waren Veröffentlichungen in der neuen Welt und der neuen Sprache kaum möglich; andere Aufgaben waren dringlicher, auch war die Wunde noch zu frisch. Außer der Oxforder Antrittsrede „Rome and Greek Culture“ (1935) erschienen zunächst nur wenige kleinere Arbeiten. Dann aber setzt eine neue Phase der Produktivität ein. Zwei Werke, die die Ansätze aus den zwanziger Jahren aufnehmen, ragen heraus: der dreibändige Kommentar zum „Agamemnon“ des Aischylos (1950; abgeschlossen 1946) und das Buch „Horace“ (1957); beide sind von der Oxford University Press herausgebracht worden. Gewidmet hat Fraenkel das eine (außer seiner Frau) dem Archäologen J. D. Beazley, dessen Interpretationskunst er tief verehrte, das andere

der „zweiten Heimat“, dem Corpus Christi College. Wie sehr er sich jetzt der englischen Umwelt verbunden fühlt, zeigen Sätze aus dem Vorwort zum „Agamemnon“: „My favourite reader, whose kindly and patient face would sometimes comfort me during the endless hours of drudgery, looked surprisingly like some of the students who worked with me for many years at Oxford in our happy seminar classes on the ‚Agamemnon‘. Without the inspiring, and often correcting, co-operation of those young men and women I should not have been able to complete the Commentary . . . I was fortunate enough late in life to profit from the high standard of work in the classics at many schools in England and Scotland.“

In Fraenkels „Agamemnon“ verbindet sich das Wilamowitz-Erbe mit der großen Oxforder Kommentar-Tradition. Unter Heranziehung aller gelehrten Äußerungen aus früherer Zeit wird das ganze Stück Vers für Vers, Szene für Szene besprochen. Es geht nicht um große Linien oder um eine neue Gesamtauffassung der Tragödie, sondern um geduldige Kleinarbeit, die keinem Problem ausweicht, jede Wendung des Textes sorgsam und liebevoll prüft und zugleich den Bühnenvorgang anschaulich zu machen sucht. Wie im Plautusbuch werden Grundformen von Gedanken und Motiven, von Formulierungen analysiert; dabei wird griechischer Sprachgebrauch überhaupt erhellt. Von selbst dringt vieles aus der Geschichte der Philologie ein, nicht nur bei der Besprechung der antiken Scholien und der Textüberlieferung, sondern auch bei dem Urteil über die Arbeit von Gelehrten der Neuzeit, etwa des Casaubonus.

Bestimmend in dem Horazbuch sind nicht allgemeine Erörterungen, sondern Interpretationen ausgewählter Gedichte. Dabei ist fraglich, was eindrucksvoller ist: die umfassende Kenntnis der früheren Urteile über eine Stelle (Fraenkel bringt die Kommentatoren vergangener Jahrhunderte gegenüber Heinze und anderen Interpreten der Gegenwart wieder zu Ehren) oder das Bestreben, sich weder durch antike noch durch moderne Erklärer den Blick verstellen zu lassen. Die Interpretationen sind eine Hohe Schule philologischen Arbeitens; sie werden lange Zeit für die Erklärung römischer Dichtung unentbehrlich bleiben. Problematischer freilich ist die Gesamtauffassung. Ein Leitprinzip

bei der Auswahl der Gedichte und bei den einzelnen Interpretationen ist die Frage, wie Horaz sich allmählich von dem Einfluß seiner Vorbilder löst und zu seinem „wahren Selbst“ findet und in welcher Weise die altgriechischen Gedichte, die für reale Situationen im Leben der Gemeinschaft bestimmt waren, von einem Dichter übernommen werden können, der sich solche Situationen erst im literarischen Werk schaffen muß. Die Forderung, bei der Erklärung nichts von außen an die Gedichte heranzutragen, sondern sie allein aus sich heraus zu verstehen, wird immer wieder eingeschärft, und sie führt zu wichtigen Einsichten. Aber wenn Fraenkel sogar das *Carmen saeculare* nicht als Teil eines religiösen Zeremoniells, sondern als davon losgelöste reine Dichtung versteht, so zeigt diese Deutung – die Ansätze Vahlens weiterentwickelt – und die damit verbundene Auffassung von den Beziehungen zwischen Horaz und dem Kaiser Augustus doch auch die Grenzen dieser Betrachtungsweise.

Mit diesen beiden Werken zusammen entstehen wieder zahlreiche kleinere Schriften. Von Fraenkels neueren Arbeiten zur attischen Tragödie erschienen in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie, der er seit 1952 angehörte, Untersuchungen zu den „Sieben gegen Theben“ des Aischylos und den „Phoenissen“ des Euripides; 1969 sprach er hier über Sophokles. Bei der römischen Literatur griff er mehrfach seine früheren Themen auf; daneben treten Arbeiten zu Virgil und zur *Appendix Vergiliana* und vor allem Interpretationen zur Dichtung Catulls. Das Interesse für die Überlieferung der Autoren und für ihre Herausgeber und Erklärer, das in den großen Werken hervortrat, bekundet sich in Arbeiten wie der gelehrten Besprechung einer neuen Ausgabe des Servius, in dem konzentrierten Bericht über G. Billanovichs Entdeckungen zum Livius Petrarca, in der Würdigung der latinistischen Studien von Gottfried Hermann und Wilamowitz. Wenigstens vereinzelt erscheinen auch wieder Rezensionen im „Gnomon“: aus dem Anlaß postum herausgegebener Schriften entwarf Fraenkel von Giorgio Pasquali und Girolamo Vitelli Porträts, die neben seine anderen Würdigungen von Gelehrten treten (1954 und 1963); außerdem besprach er einige englische Bücher.

Zugleich beteiligte sich Fraenkel energisch am Entstehen von Ausgaben und Untersuchungen anderer Forscher. Die Vorworte

vieler philologischer Werke, die in den letzten zwanzig Jahren in Oxford (und anderswo) erschienen sind, lassen erkennen, in welchem Maße er sein Wissen anderen zur Verfügung stellte. Einige Male gab er die Arbeiten anderer Gelehrter selbst heraus. In einer Reihe von Oxforder Monographien, zu deren Herausgebern er gehörte (er hatte früher in Deutschland ebenso bei der Reihe „Problemata“ mitgewirkt), ist es seinem Eingreifen zu danken, daß die geistvollen, unorthodoxen, an Erkenntnissen reichen „Marginalia Scaenica“ John Jacksons veröffentlicht worden sind (1955). Von dem Sprachwissenschaftler Wilhelm Schulze – er war, wie nach ihm Wackernagel, ebenfalls einer von Fraenkels Göttinger Lehrern gewesen – gab er zwei Untersuchungen heraus, deren Fehlen in Schulzes „Kleinen Schriften“ er schon in einem Nachruf beklagt hatte („Orthographica et Graeca Latina“, Rom 1958). In dem römischen Verlag seines Freundes Don Giuseppe De Luca konnte er 1960 auch den Plan verwirklichen, der Jahrzehnte vorher nach manchen Vorarbeiten aus finanziellen Gründen gescheitert war: die Herausgabe der „Ausgewählten kleinen Schriften“ Friedrich Leos. In einer meisterhaften Einleitung zu den beiden Bänden bestimmte er Leos Stellung in der Latinistik und charakterisierte dabei zugleich, welchen Wandel im vorigen Jahrhundert das Auftreten von Wilamowitz für die Wissenschaft bedeutet hatte. Die Würdigung verzichtet nicht auf Kritik, aber sie ist in jeder Zeile von unbedingter Achtung erfüllt. Erst als diese Ausgabe der Schriften seines Lehrers vorlag, ließ sich Fraenkel für eine Sammlung seiner eigenen Aufsätze gewinnen. Unter dem zurückhaltenden Titel „Kleine Beiträge zur klassischen Philologie“ erschienen zwei stattliche Bände (Rom 1964). Sie umfassen Arbeiten von der frühen Thesauruszeit an; manches freilich bleibt daraus ausgeschlossen, darunter das, was mit den humanistischen Bestrebungen der zwanziger Jahre zusammenhing.

Auch zwei kleinere Bücher kamen noch zustande: „Beobachtungen zu Aristophanes“ (Rom 1962) und „Leseproben aus Reden Ciceros und Catos“ (Rom 1968). Beide knüpfen an frühere Arbeiten an – mit aller inzwischen gewonnenen Überlegenheit und Meisterschaft. Mochte Fraenkel sonst, wenn er – außerhalb des Rahmens seiner großen Bücher – Vorschläge für den

Text antiker Autoren gemacht hatte, mit dem Überlieferten nicht immer schonend umgegangen sein (etwa bei Petron), so werden in dem Aristophanesbuch die strittigen Stellen mit aller Behutsamkeit erörtert und durch erhellende, aus reicher, wacher Belesenheit herrührende Parallelen geklärt. – Nachdem Fraenkel die Beobachtungen von „Kolon und Satz“ bereits vorher aufgenommen und ergänzt hatte, gehen die „Leseproben“ auf dieser Bahn weiter; auch wird wieder die Frühzeit, der etwaige vorliterarische Einfluß griechischer Lehren einbezogen. Mit virtuoser Handhabung philologischer Methode wird die Satzstruktur und auch die Rhythmik ciceronischer Reden untersucht und das Ergebnis mit instruktiven Cato-Parallelen unterbaut. Für das Verständnis lateinischer Kunstprosa ist das Herausarbeiten bestimmter Grundformen ein ähnlicher Schritt vorwärts, wie es für den römischen Bühnenvers das Buch „Iktus und Akzent“ gewesen war.

Aber Fraenkels Tätigkeit ging im Forschen nicht auf. Er war von Anfang an ein leidenschaftlicher Lehrer und blieb es bis zuletzt. Auch nach der Emeritierung (1953) hielt er in Oxford weitere Seminare; zugleich lehrte er an Universitäten in Deutschland und der Schweiz, besonders gern in Italien. Und gleich nach dem Zweiten Weltkrieg hat er sich mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für die Rettung des in seinem Fortbestand bedrohten Thesaurus linguae Latinae eingesetzt und auf die Gründung einer Internationalen Thesaurus-Kommission hingewirkt (1949); daß sein Schweizer Schüler Heinz Haffter zum ersten Generalredaktor nach dem Krieg ernannt wurde, hat den Fortgang des Unternehmens möglich gemacht. Bis zu seinem letzten Münchener Besuch im Sommer 1969 ist Fraenkel mit dem Thesaurus eng verbunden geblieben. Auch das gehört, wie die Treue zu seinen Lehrern, zu den Konstanten seines wissenschaftlichen Lebens.

So ziehen sich klar ausgeprägte Linien durch dieses imposante, in rastloser Arbeit entstandene Lebenswerk hindurch. Alles ist von ethischem Ernst und tiefem Verantwortungsgefühl bestimmt. Mit diesem, nicht allein mit seinen Neigungen wird es auch zusammenhängen, daß er manche Gebiete bei seinen Veröffentlichungen ausgespart oder an den Rand gedrängt hat, darunter die Philosophie und die Geschichtsschreibung; er hatte sich dafür entschieden, die ganze Kraft seines scharfen Geistes an das

Interpretieren der antiken Bühnenaufgaben und der übrigen Dichter und an das Verstehen antiker Aussageformen zu wenden. Die Umkehr alter Betrachtungsweisen oder das Reflektieren über allgemeine Fragen, auch das unbefangene Betrachten literarischer Werke sind für seine Arbeiten weniger kennzeichnend als das konsequente Aufnehmen und Weiterführen hoher, in keiner Richtung eingeengter philologischer Tradition. Seine großen Leistungen liegen auf dem Gebiet der Latinistik; aber es war für ihn stets selbstverständlich, die griechische Philologie und die Sprachwissenschaft, auch die Archäologie damit zu vereinen. Daß Wilamowitz die herkömmliche Abgrenzung zwischen Bereichen, die ihrem Wesen nach zusammengehören, überwunden und die Einheit der Altertumswissenschaft vorgelebt hatte, hat Fraenkel als das Entscheidende, von Grund auf Neue an ihm gerühmt. Von der Studienzeit an hat er diesen hohen Begriff der Philologie unbeirrbar festgehalten. Was er einmal über Sätze seines Freundes Günther Jachmann gesagt hat, gilt auch für Arbeiten von ihm: „In ihnen lebt die fast zeitlos anmutende Vornehmheit einer Philologie, die auch dem Kleinsten geduldig nachgeht, ohne je ins Kleinliche zu verfallen.“

Carl Becker